

Allgemeine Norddeutsche Zeitung

Nr 50.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern, die



1840.

Moden und als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen u. d. d. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-erpeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der letzte Abbé.

(Fortsetzung.)

Cordier erzählte seine Liebschaft mit Mlle. Doligny und wie dieselbe geendiget. Die Wirthin, welche beide Elsbogen auf den Tisch und den Kopf auf die Hände stützte, hörte diese Erzählung mit halb offenem Munde an. Sie hatte niemals von den Pariser Theatern sprechen hören und alle diese Abenteuer kamen ihr vor wie Feenmärchen. Der Abbé fühlte sich, nachdem er gesättiget war, durch die Theilnahme der schönen Wirthin sehr erleichtert und als er seine Geschichte geendiget, setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu: „es ist das legtemal, daß ich Jemandem meinen Kummer mittheile.“

„Das letzte Mal?“ fragte die Wirthin; „wie so?“

— „Weil ich morgen in das Trappistenkloster gehe.“

„Heilige Jungfrau! In Ihrem Alter? Ach könnte ich Sie doch davon abbringen!“

Die schöne Wirthin stand auf und ging mit Thränen in den Augen fort. Abends, als er sich niederlegte, gestand er sich selbst, daß seine Vorsätze einigermaßen erschüttert wären. Sehr früh trat die Wirthin zu ihm und sagte: „Herr Abbé, eben wird angespannt; wenn Sie aber mir folgen, so schlafen Sie noch. Morgen lasse ich Sie nach Voranches fahren, wenn Sie dann noch immer Lust haben, nach La Trappe zu gehen.“

Früh, zwischen Schlaf und Wachen, ist der Geist schwach. Der Abbé schlug die Augen halb auf, legte sich auf die andere Seite und meinte, er wolle bleiben bis zum nächsten Tage. Man fuhr ohne ihn ab. Gegen zehn Uhr stand Cordier auf und schämte sich seiner Schwachheit einigermaßen. Die Wirthin, die gepuhter erschien, als am vorigen Tage, kam ihm noch hübscher vor. Sie brachte ihm ein treffliches Frühstück und leistete ihm Gesellschaft. Auch den nächsten Tag blieb er noch, weil die Wirthin ihn bat, er möge doch warten bis zum Sonnabend, weil da Markt in Voranches sei. Was zwischen beiden vorgegangen sein mag, wissen wir nicht, als aber der Sonnabend kam, war von La Trappe keine Rede und die Wirthin schickte ihre Magd allein nach der Stadt. Eine Woche später war Cordier noch immer in Mortain und schien durchaus nicht mehr daran zu denken, sich von der Welt zurückzuziehen.

Eines Abends endlich, als das Paar vertraut neben einander saß, wurde heftig an der Hausthüre geklopft. „Mein Mann kommt von der Reise zurück!“ sagte die Wirthin und ehe man es erwartete, stand der zornige Wirth vor dem Pärchen. Cordier fürchtete sich vor dem gewaltigen Knotenstocke des Mannes und entfloß in aller Eile aus dem Hause hinaus, querselbein nach einem Walde zu, wo er nach einer halben Stunde am Fuße eines Baumes erschöpft niedersank.

Cordier glaubte geträumt zu haben. „Welches Abenteuer!“ dachte er endlich bei sich. „Welche Lage!“

Da im Walde verirrt, ohne Rock, ohne Geld. Was soll aus mir werden?"

Nach einiger Zeit raffte er sich auf, um irgend eine Hütte aufzusuchen, aber er verirrte sich immer mehr. Endlich kam er zu Holzhauern, die er fragte, ob nicht ein Haus in der Nähe sei. Die guten Leute wiesen ihn nach einem Hammerwerke in der Nähe, das er auch bald fand. Neben dem Hammer stand ein hübsches Haus, das von einem freundlichen Garten umgeben war. Die Thüre stand offen und der Abbé trat, vom Hunger getrieben, ohne Umstände ein. Er verlangte mit dem Besitzer, Durand, zu sprechen und man wies ihn in ein Cabinet, wo er einen wohlbeleibten freundlichen Mann traf, der die Feder hinter das Ohr steckte, um ihn anzuhören.

„Mein Herr,“ sagte der Abbé, „ich komme von Paris, um in Avranches Trappist zu werden und habe mich in dem Walde verirrt. Hätten Sie wohl die Güte, mir ein Stückchen Brod zu geben und mir den Weg nach dem Kloster zu zeigen?“

Durand erkannte sogleich, daß er keinen Bettler vor sich habe.

„Recht gern,“ antwortete er. „Ein Stückchen Brod verweigere ich Niemandem. Ich werde Ihnen sogar mehr bieten; es ist die Frühstückszeit, ich werde für Sie ein Couvert mit auflegen lassen. Aber warum wollen Sie Trappist werden?“

— „Weil ich unglücklich bin.“

„Ach bah! Lassen Sie Ea Tραπε. Wollen Sie bei mir arbeiten?“

— „Wir wollen sehen; geben Sie mir Bedenkzeit.“

„Wir wollen weiter davon sprechen. Ich leihe Ihnen ein Täckchen; denn so ohne Rock können Sie doch nicht mit meiner Frau und Tochter sich an den Tisch setzen.“

Durand hatte einen Sohn, der auf Reisen war. Aus der Garderobe desselben holte er ein Täckchen für den Abbé, den er sodann in das Speisezimmer führte, wo er seinen Platz zwischen Mad. Durand und der hübschen achtzehnjährigen Charlotte erhielt. Er aß viel, erzählte Anekdoten und seine Geschichte, ohne indeß seine Liebchasten zu erwähnen. Durand und dessen Familie sahen selten Jemanden und fanden Unterhaltung an unserm Abbé. Nach dem Dessert forderte Durand, ein tüchtiger Trinker, seinen Gast auf, ihm Stand zu halten, und ersuchte ihn dann herzlich, ein Paar Tage bei ihm zu bleiben.

5.

Nach Tische zeigte Durand seinem Gaste Hof, Garten und Hammerwerke und Cordier war so artig, alles zu bewundern. Sie blieben bei Zimmerleuten stehen, die einen ovalen Tisch zu machen hatten und nicht wußten, wie sie denselben herstellen sollten. Sie zogen einen Kreis nach dem andern, ohne zum Ziele zu kommen. Der Abbé, der von allem etwas wußte, erinnerte sich eines sehr einfachen Verfahrens und beschrieb in weniger als einer Minute ein vollkommenes Oval von der gewünschten Größe. Durand war außer sich von Bewunderung und die Arbeiter, die seit einer Stunde sich bemühet hatten, dieses Problem zu lösen, hätten unsern Abbé gern für einen Herrenmeister gehalten.

„Sie sind also ein Mathematiker?“ fragte Durand.

— „Ich weiß nichts weiter als dies,“ antwortete der Abbé lachend.

„Das ist viel. Zwanzig Stunden im Umkreise weiß hier Niemand so viel. Wollen Sie Ihre Kenntnisse in meinen Werken zur Anwendung bringen, so gebe ich Ihnen einen guten Gehalt.“

— „Entschuldigen Sie, Herr,“ sagte Cordier; „ich kann Sie nicht hintergehen. Auf das Geld lege ich keinen Werth und lange kann ich mich mit einer und derselben Arbeit nicht beschäftigen.“

„Das ist schade! Das ist wirklich schade!“ wiederholte Durand mehrmals.

Charlotte war ein großes hübsches Mädchen mit blauen Augen und niedlichen Händen. Die Einsamkeit und die Lectüre hatte ihr romanhafte Ideen in den Kopf gesetzt. Der Abbé sprach mit ihr nicht von Mathematik, sondern zeigte ihr Kartenspiele zum Zeitvertreib. Das junge Mädchen hatte Kenntnisse in der Botanik und Cordier verstand auch etwas davon. Sie suchten mit einander Blumen und bemüheten sich sodann, die Namen derselben in den Büchern aufzufinden. Noch ein anderes Talent entdeckte man an dem Abbé; er spielte Flöte, freilich nicht als Virtuoso, aber doch so, daß er einen Hammerwerksbesitzer in dem Walde von Mortain entzückte. Junge Mädchen haben immer Flötentöne gern gehört. Nun war eine Flöte im Hause und Charlotte spielte Clavier. Sie machten Musik mit einander; das Mädchen schlug ihre blauen Augen zu dem Begleiter auf und dieser senkte seine schwarzen auf sie herunter, während er so zärtlich als möglich blies. So sagten sie einander, ohne ein Wort zu sprechen,

vielerlei, während der Vater schlief und die Mutter nähete.

Wenn zwei Herzen einander verstanden haben, so wissen sie auch die Gelegenheit zu finden, mit einander zu sprechen. Cordier, dem ein Zimmer im zweiten Stocke angewiesen worden war, pflegte sich häufig an das Fenster zu stellen, um die Gegend zu betrachten, ehe er sich niederlegte; Charlotte that dasselbe ein Stockwerk tiefer; sie hustete ein paarmal schüchtern und der Abbé that dasselbe zum Gutenachtwunsche. Früh fand dasselbe statt. Das war gewiß etwas sehr Unschuldiges, aber er blieb nicht dabei. Es wurden bald auch Worte gewechselt, und den Worten folgten Küsse, wenn sich eine Gelegenheit dazu fand. Die Mütter aber haben Luchsaugen, wenn es gilt, in dem Herzen ihrer Töchter zu lesen; Mad. Durand erkannte die Gefahr, die sie bedrohte und ersuchte ihren Mann, dem Herrn Cordier ohne Weiteres den Abschied zu geben.

„Mein junger Freund,“ sagte deshalb der Eisenhammerbesitzer am andern Tage zu seinem Gaste, „meine Frau glaubt, Sie machen meiner Tochter den Hof. Ich bin darüber nicht böse; ich hätte es in Ihrem Alter auch nicht anders gemacht; aber heirathen können Sie das Mädchen doch nicht, weil Sie nichts haben und Sie mögen also so gut sein, uns zu verlassen. Sie dauern mich; hier sind 100 Thlr.; ich leihe sie Ihnen und Sie geben mir das Geld wieder, wenn Sie in bessern Umständen sind; aber gehen Sie nicht nach La Trappe.“

Mad. Durand wünschte, der Abbé möge sich entfernen, ohne ihre Tochter noch einmal zu sehen; aber Charlotte fand doch eine Gelegenheit, um Abschied von ihm zu nehmen. Cordier kehrte nach Paris zurück, miethete sich ein Zimmerchen in einer vierten Etage und bezahlte klüglischer Weise voraus. Abends begab er sich hinter die Coulissen des Theaters an seinen frühern Platz. Mlle. Doligny kam ihm entgegen und sagte: „da sind Sie ja, mein lieber Abbé; man erzählte, Sie wären Trappist geworden.“

„Ganz zufällig gelangte ich nicht in das Kloster.“

6.

Es vergingen mehrere Jahre, in denen die Geschichte des guten Cordier nichts Bewerkswerthes hatte. Wir verlieren ihn selbst aus den Augen bis zum Jahre 1791.

Der Stern unseres Abbés führte ihn eines Tages an die Börse. Kaum war er eine Stunde da gewesen und hatte seine Beobachtungen gemacht, als ihm eine treffliche Idee in den Kopf kam. Er bemerkte sogleich,

daß in dieser unruhigen Menge von Menschen, die einander zu bethören suchten, das gewöhnlichste Mittel das sei, falsche Gerüchte zu verbreiten. Von sechs Nachrichten, die man erzählte, waren wenigstens fünf Lügen. Cordier sah sogleich ein, daß er, im Fall er immer gegen die Neuigkeitskrämer wette, fünfmal unter sechs mal gewinnen würde. Um die Sache ohne Zögern zur Ausführung zu bringen, trat er an eine Gruppe, in welcher man ein ganz neues Ereigniß erzählte und nachdem er die Person, welche das Wort führte, artig begrüßt hatte, antwortete er ganz ruhig: „ich wette zwölf Sous, daß dies Gerücht ein Irrthum ist.“

— „Sie haben also,“ entgegnete man ihm, „Gründe, um das Gegentheil von dem Erzählten zu glauben?“

„Nein, aber ich wette, daß das Gerücht ungegründet ist.“

— „Also blos um mir zu widersprechen?“

„Keineswegs, aber wenn Sie dessen, was Sie erzählen, sicher sind, so halten sie doch die Wette; zwölf Sous bringen Niemanden um.“

Der Mann hielt die Wette aus Eitelkeit oder Eigensinn. Der Abbé suchte schnell einen andern Wetenden. Von den vier Neuigkeiten, die man verbreitete, fanden drei ihre Widerlegung noch während der Dauer der Versammlung und eine einzige bestätigte sich. Cordier hatte also 36 Sous zu empfangen und zwölf zu zahlen, war deshalb um vierundzwanzig reicher und konnte dafür ein Mittagsmahl halten. Am nächsten Tage setzte er das Gewerbe fort und eine Woche lang lebte er so auf Kosten der Lügenzähler, die ihm den Spitznamen Zwölfsous-Abbé gaben. Bald aber mochte Niemand mehr gegen ihn wetten und er mußte sich nach einem andern Mittel umsehen, seinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Unser Abbé hatte sich so emsig gegen die Armuth zu wahren, daß ihm keine Zeit blieb, an die ernstesten Ereignisse zu denken, die damals vor seinen Augen vorgingen. Die Revolution geschah, ohne daß er deren ganze Wichtigkeit begriff. Er sah sie indeß in ziemlicher Nähe, als er einmal einem Volkshaufen begegnete. Die Priester hatten freiwillig oder gezwungen ihre Kutten weggeworfen und als man den armen Cordier in seinem Anzuge erblickte, rief man ihn auf offener Straße an und das Geschrei: „an die Laterne!“ schallte ihm unangenehm in die Ohren.

„Erkennt doch, meine Herren,“ antwortete er, „erst die Leute, ehe ihr sie beleidiget. Ich bin das nicht, für was Ihr mich haltet. Gebt mir einen andern An-

zug und Ihr werdet mir einen großen Gefallen erzeigen, denn der meinige ist sehr abgetragen.“

Man lachte bereits über den Abbé und würde ihn losgelassen haben, hätten nicht die Weiber, die eine Hinrichtung zu sehen wünschten, das Geschrei verdoppelt.

„Da Ihr es nun einmal wollt, entgegnete endlich Gordier, „so habe ich auch nichts dagegen; hängt mich an die Laterne, Ihr erweist mir dadurch einen Dienst, denn wenn ich nur fünf Sous hätte, kaufte ich mir einen Strick und erhenkte mich selbst.“

— „Laßt den armen Teufel laufen!“ rief eine mitleidige Seele.

Männer in der Nationalgardenuniform kamen zu gelegener Zeit, um dem Abbé einem gewissen Tode zu entreißen. Kaum aber war Gordier in seine Wohnung zurückgekehrt, so schnitt er seinen Kragen ab.

Es thut uns leid, nicht zu wissen, durch welche, wahrscheinlich romanhafte, Ereignisse es geschah, daß sich Gordier fünf Jahre später in einer sehr anständigen Wohnung befand. Er war damals Secretair der „Gesellschaft der neun Schwestern“ und mit einer Menge ausgezeichneten Personen genau bekannt. Wir haben bloß erfahren, daß ihn ein Freund eines Tages mit in diesen Club genommen, daß er dort jedermann gefallen und seine Talente in Anordnung von Spielen, Essen und Festen bewundert hatte. So war er zu dem Amte eines fortwährenden Secretairs der Gesellschaft gelangt und hatte als solcher einen Gehalt von zwölfhundert Livres. Soviel hatte er noch nie gehabt und sein Ehrgeiz kannte nichts weiter. Er hätte Vortheil aus seiner Stellung ziehen können. Die Gesellschaft der neun Schwestern zählte unter ihren Mitgliedern einflußreiche Männer oder solche, die es bald wurden, wie Monge, Barras, Laplace und viele andere; aber der Abbé dachte an nichts weiter als an die Erfüllung seiner Pflichten als Secretair, wobei er besonders die Vorbereitungen zu festlichen Gelegenheiten sich angelegen sein ließ.

Nur etwas fehlte seinem Ruhme noch und er hatte häufig daran gedacht. Er hatte sich ehrenvolle Erwähnung verdient wegen Diners zu 500 Couverts, wegen öffentlicher und festlicher Sitzungen, wegen Bällen, Concerten und Hochzeiten; nie aber war es ihm gegönnt gewesen, Begräbnisse anzuordnen und dieser Gedanke quälte ihn so, daß er ihm häufig den Schlaf raubte. Er war zu gutherzig, als daß er Jemandem den Tod hätte wünschen sollen, aber er betete zu Gott, daß er ihn so lange möge leben lassen, bis ein ausgezeichnetes

Mitglied der Gesellschaft der neun Schwestern gestorben sei, damit er eine prachtvolle Bestattung anordnen könne.

Eines Morgens las man in allen Pariser Zeitungen die Nachricht:

„Der berühmte Astronom Lalande ist in Metz von einer Frau ermordet worden. Wie man versichert, soll die Unglückliche durch Eifersucht zu diesem Verbrechen getrieben worden sein. Das Vaterland und die Wissenschaft haben in Jerome de Lalande einen unerseßlichen Verlust erlitten u. s. w. u. s. w.“

Gordier konnte kaum einen Ausruf der Freude zurückhalten; der berühmte Astronom war Mitglied der Gesellschaft der neun Schwestern. Man mußte unfehlbar seinem Verdienste und seinem Patriotismus die letzte Ehre erzeigen. Der Abbé lief zu den Mitgliedern des Ausschusses, ließ sich Vollmacht geben zur Errichtung eines Catafalks und erhielt von Laplace das Versprechen, eine Lobrede auf den Verstorbenen zu halten. Es wurde sofort eine Versammlung der Gesellschaft auf den nächsten Tag angeordnet und unser Abbé verbrachte den glücklichsten Tag seines Lebens mit den Vorbereitungen zu der Ceremonie, die er sich schon so lange gewünscht hatte.

Da der katholische Cultus in jener Zeit abgeschafft und jede Kirche geschlossen war, so fanden die Trauerfeierlichkeiten bloß im Hause des Verstorbenen und auf dem Begräbnißplatze statt. Gordier ließ einen prächtigen Catafalk aufbauen, verhing die Fenster, stellte überall Kerzen auf, ließ das Clublocal schwarz ausschlagen und verwandelte es so in eine Trauercapelle. Auf einem mit silbernen Sternchen überstreueten Reichentuche lag ein Kranz über der Inschrift:

Dem Jerome de Lalande,
unsterblich als Gelehrter,
Astronom

und tugendhafter Bürger,

Die Gesellschaft der neun Schwestern.

Um den Catafalk her standen Bänke. Auf einem erhöhten Sessel sollte der Redner Platz nehmen, der die Rede zum Andenken an den großen Mann halten wollte, welchen das Vaterland verloren hatte. Der Abbé wendete noch die ganze Nacht auf die Vorbereitungen und bei Tagesanbruche, als alles vollendet war, wurde seine Herzensfreude noch durch das feierliche Wesen erhöht, unter welchem er sie verhüllte.

Es hatte acht Uhr geschlagen und der Club war zu neun Uhr zusammenberufen. Gordier warf mit Stolz

einen letzten Blick auf seine wichtige Arbeit, als man ihm meldete, ein Bürger, Mitglied der Gesellschaft, wüßte mit ihm zu sprechen. Er begab sich in das Secretariat und wen sah er da ruhig vor dem Kamine sitzen? Jerome de Balande in Person und, was noch schlimmer war, wohl und gesund.

„Wie!“ rief Cordier aus, „Sie sind also nicht gestorben?“

— „Gewiß nicht,“ antwortete Balande; „Ihre Schuld scheint es freilich nicht zu sein. Sie würden mich diesen Vormittag begraben haben, wenn ich nicht angekommen wäre.“

Der Abbé sank mit herzzerreißenden Seufzern auf einen Stuhl.

— „Nun, beruhigen Sie sich, mein guter Cordier,“ fuhr Balande fort. „Ich sehe mit Stolz, wie aufrichtig Sie mich beweinen. Das Gefühl ist für uns beide ehrenvoll.“

„Ach!“ entgegnete der Abbé, dessen Gedanken sich nur mit der gestörten Ceremonie beschäftigten, „welche schreckliche Ungelegenheit! läßt sich ein Unglück mit dem meinigen vergleichen? Seit drei Jahren habe ich auf eine Gelegenheit gewartet, eine Beerdigung zu veranstalten! Endlich erscheint sie und nun muß der Verstorbene gerade in dem Augenblicke wieder auferstehen, da mein schönstes Werk eben gekrönt werden sollte!“

— „So also freuen Sie sich darüber, mich noch am Leben zu sehen?“ sagte der Astronom.

„Ach, die prächtigen Vorbereitungen! Es hätte einen wunderbaren Eindruck machen müssen. Ich habe nichts versäumt, um das Schauspiel imposant zu machen. Ich werde mich nie darüber trösten können! Was soll nun geschehen?“

— „Lassen Sie wenigstens den Ausschuß sobald als möglich benachrichtigen, daß ich noch lebe und nicht beweint zu werden wünsche.“

Cordier sank vor Balande auf die Knie.

„Mein lieber Herr,“ sprach er, „bleiben Sie nur bis heute Abend noch todt. Lassen Sie die Ceremonie vor sich gehen, ich beschwöre Sie. Ich verstecke Sie in einem Winkel, von dem aus Sie alles mit ansehen und auch die Lobrede hören können, die Laplace auf Sie halten wird; Sie werden sehen, wie sehr Ihre Kollegen Sie lieben und bedauern. Ist es nicht ein sehr schmeichelhaftes Vergnügen, mit eigenen Augen die Erinnerungen zu sehen, die man eines Tages zurücklassen wird?“

— „Gehen Sie mit Ihren Ceremonien. Ich lebe und kann mich nicht begraben lassen, bloß um Ihnen

gefällig zu sein. Morgen würde mich ganz Paris auslachen.“

„Im Gegentheil, mein Herr; je länger man Sie für todt hält, um so größer wird die Freude sein, Sie wieder am Leben zu sehen. Die Journale haben also frech gelogen?“

Der Herr von Balande, der sehr häßlich und sehr eitel war, erzählte, seine Geliebte habe ihn durch einen Dolchstoß leicht an der Schulter verwundet. Er zog seinen Frack aus und zeigte die Narbe.

„Das verfluchte Geschöpf!“ rief der Abbé mehrmals.

Wir wissen nicht, ob er die Geliebte Balandes wegen ihrer Schlechtigkeit verfluchte, oder weil sie den berühmten Astronomen nicht besser getroffen. Cordier schwieg darauf lange, damit die Zeit vergehe. Es schlug jetzt neun Uhr und das Rasseln der Wagen, die in den Hof fuhren, sagte ihm, daß die Mitglieder der Gesellschaft ankämen.

„Nun, mein lieber Herr von Balande, Ihre Kollegen erscheinen allmählig in dem Saale. Thun Sie mir den kleinen Gefallen und bleiben Sie nur bis Mittag hier.“

— „Durchaus nicht; ich will nicht begraben sein.“

„Sie bleiben unerschütterlich?“

— „Vollkommen.“

„Das thut mir leid; aber die Ceremonie muß vollzogen werden.“

Cordier war mit einem Sprunge aus dem Cabinet hinaus; dann schloß er die beiden Thüren zu, steckte die Schlüssel in die Tasche, nahm eine betrubte Miene an und begab sich in den großen Saal, wo die Hälfte der Mitglieder der Gesellschaft schweigend bereits da standen. Bald füllte sich der Saal. Der Präsident eröffnete die Sitzung und der Redner bestieg die Bühne, in der Hand die Rede zum Andenken des Verstorbenen. Er begann mit den Worten:

„Meine Herren, mit einem tiefen Gefühle von Schmerz und Kummer wollen wir Sie von einem berühmten Mitgliede dieser Gesellschaft unterhalten, das der Himmel aus unserer Mitte genommen hat. Jerome de Balande war nicht bloß empfehlenswerth durch seinen Geist, er war auch das Muster der Bürgertugenden, der Feind der Tyrannen und einer der eifrigsten und verständigsten Vertheidiger des Vaterlandes. Der Stahl eines Mörders hat ihn seinen Freunden, seiner Familie, seinen Arbeiten entzogen und . . .“

In diesem Augenblicke wurde die Thüre mit Gewalt aufgerissen und der Herr von Balande trat ein.

„Das ist wahrhaftig zu stark!“ rief er. „Wenn Sie durchaus wollen, daß ich todt sein soll, so erschlagen Sie mich erst, ehe Sie mich begraben.“

Daß die Sitzung unterbrochen wurde, versteht sich von selbst. Man drängte sich um den Herrn von Valande, der seine Abenteuer und den Streich erzählte, welchen Gordier ihm gespielt hatte. Der Astronom hatte die Fenster aufgerissen und die Leute im Hause zu Hilfe gerufen, die jetzt ankamen, um ihn zu befreien. Alles endigte sich mit Lachen; aber unser Abbé blieb vierzehn Tage lang traurig und wiederholte fortwährend: „Es stehet geschrieben da oben, daß ich nie eine Leichenbestattung organisiren soll.“

(Beschluß folgt.)

Miscellen.

(Eine gute Antwort.) Der Kaiser Alexander wohnte während der Besetzung von Paris durch die Verbündeten der Jahresfeier eines Hospitals bei. Es wurden zur Einsammlung von milden Gaben Teller herumgereicht und zwar meist durch Frauen und Töchter der Vorsteher. Dem Kaiser hielt ein ungemein hübsches Mädchen den Teller vor. Während er einen Louisd'or auf denselben legte, flüsterte er dem Mädchen zu: „dies ist für Ihre schönen Augen, Mademoiselle.“ Das Mädchen verneigte sich und hielt dem Kaiser den Teller nochmals hin. „Noch mehr?“ fragte Alexander. — „Ja, Sir“, antwortete das Mädchen, „jezt möchte ich auch etwas für die Armen haben.“ Daß der Kaiser die Gabe verdoppelte, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

(Eine Juwelenauction.) Im November sollte in Bombay eine höchst kostbare Sammlung von Juwelen versteigert werden, nämlich Dolche in goldenen Scheiden, die reich mit Diamanten, Rubinen, Smaragden und andern kostbaren Steinen besetzt sind; ein prachtvoller Turbanschmuck (Zeichen der Königswürde) von Diamanten, Smaragden und Perlen; massive goldene Ketten; Hals- und Armbänder nebst Spangen von massivem Gold, mit Rubinen und Perlen besetzt; Frauenschmuck in endloser Mannichfaltigkeit, z. B. Halsbänder von Gold, von Perlen, von Rubinen etc.; Kopf- und Nasenschmuck mit den schönsten und werthvollsten Perlen; Ohr- und Fingerringe von Gold, Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlen; ein sehr schönes und seltenes Exemplar des Koran in einem massiv goldenen Einbände, nebst zahllosen andern kostbaren oder seltenen Gegenständen.

(Eine neue Art Lithographie.) Das, was man längst gewünscht hat, mit dem Pinsel Tinten auf den Stein aufzutragen, und Abdrücke davon nehmen zu können, ist endlich erreicht und

zwar durch eine Erfindung von Hullmandel, die gewiß die wichtigste ist seit der Erfindung der Lithographie selbst. Sie macht es dem Maler möglich, seine Originalskizzen in derselben Weise zu vervielfältigen, wie er sie auf das Papier zeichnete, da mit dem Pinsel und flüssigen Farben ebenso auf Stein gezeichnet wird, wie mit Sepia auf Papier. Die Maler, welche bis jetzt Proben dieser neuen Erfindung gesehen haben, sind entzückt von derselben. Hullmandel hat in England bereits ein Patent erhalten.

(Der Degen des Grafen von Paris.) Die Materialien dieses Degens, welchen die Stadt Paris dem kleinen Grafen von Paris überreicht, sind Gold und Stahl. Ein Brillant, ein Saphir und ein Rubin schmücken den Griff. Das Stichblatt zeigt den Grafen in seiner Wiege, einer Nachbildung des Bootes in dem Pariser Stadtwappen mit der Aufschrift: Gott wird dich lenken. Zwei Figuren, die Stadt Paris und Frankreich, stehen an der Wiege. Der Bügel ist ein geflügelter Drache. Die Seiten des Griffes sind von Stahl mit erhabenen Goldverzierungen, symbolische Darstellungen der Kraft und Gerechtigkeit. Auf dem Knopfe sieht man die Krone des Prinzen, getragen von vier kleinen Figuren in massivem Golde. Die Klinge ist mit Reliefverzierungen in Gold geschmückt. Auf der einen Seite sieht man den Krieg — wenigstens vierzig kleine Figuren, die jedoch sämmtlich ganz deutlich hervortreten. Auf dieser Seite liest man auch die Aufschrift: „dem Grafen von Paris seine Geburtsstadt.“ Die Inschrift auf der andern Seite heißt: *urbs dedit, patriae prosit.* Die Scheide ist ein Stahlstück, geböhrt und über und über mit Blumen, Früchten, Helmen, Kriegerfiguren, Genien u. s. w. in unbeschreiblicher Menge bedeckt. Selbst der Haken an der Scheide ist ein Genius, der einen Schild trägt mit dem Worte: Vaterland. Das obere und untere Ende der Scheide sind ebenfalls von massivem Golde, mit Email ausgelegt. Trotz diesem Schmucke ist der Degen wirklich zum Dienste zu brauchen.

(Ein circassischer Krieger.) Der bekannte Bell schildert in seinem Werke über Circassien einen alten tscherkessischen Krieger, Zelpy: er ist siebenzig Jahre alt, aber man hält ihn höchstens für fünfundsünzig. Nach seinem starken Körperbau und seinem von Gesundheit strotzenden Gesichte kann er noch lange leben und noch viele Züge gegen die Russen unternehmen, die ihm seit vielen Jahren alles liefern müssen, was er braucht. Er wohnt 20 (engl.) Meilen von dem Kuban, geht aber seit fünfzig Jahren wenigstens jeden Monat einmal über denselben. Mit 30 seiner Nachbarn nahm er kürzlich den Russen 150 Pferde ab. Er ist jedoch kein Räuber von Profession. In den Krieg zieht er an der Spitze seiner fünf Söhne; der sechste blieb auf dem Schlachtfelde. Um den ältesten zu bilden, befahl er ihm zuerst allein zwei Kosakenschildwachen anzugreifen, der junge Mann gehorchte und brachte die beiden Lanzen zurück. Den einen Kosaken hatte er niedergemacht, den andern nahm er gefangen. — In

einem Gefechte wurde ein Freund des Alten von zwanzig Russen gefangen fortgeführt. Der alte Krieger folgte ihnen ohne sich sehen zu lassen, bis der Gefangene einmal mit nur drei Reitern im Nachtrabe war; da stürzte er mit dem Säbel in der Faust auf sie, verwundete alle drei, nahm den Freund hinter sich auf das Pferd und jagte im Galopp davon.

(Gemäldegalerien.) Fast alle große Gemälde der alten Meister sind von kirchlichen oder weltlichen Gebäuden weggenommen worden, zu denen sie sonst gehörten. Vor dem sechszehnten Jahrhunderte hatte man nichts von dem gehört, was man jetzt eine Gemäldegalerie nennt, d. h. von einzelnen nebeneinander bloß zur Augenweide aufgehängenen Gemälden. Die Malerei diente damals dem Luxus nicht, sondern gehörte wesentlich zu dem Gebäude. An den Wänden des Kirchenschiffes, unter den Bogenwölbungen des Klosters wurden große Freskenfelder, die zu den Reliefs des Baues paßten, zwischen dem Maler und Architekten verabredet, die nach einem Gedanken arbeiteten. — Auch bei dem Portrait war es so. Es hatte nicht eine individuelle Ähnlichkeit, sondern eine historische aufzubewahren. Es zeigte den Mönch am Fuße des Kreuzes, den Krieger im Kampfe, den Fürsten auf dem Throne.

(Die Thätigkeit der französischen Minister.) Ein Engländer schildert den Marschall Sebastiani als Minister mit folgenden Worten: Schlag sieben Uhr war er in seinem Cabinet, wo er, während er seinen Kaffee trank, die Chefs der verschiedenen Departements seines Ministeriums empfing, die ihm ihre Berichte vorlegten. War dies geschehen, so kamen seine vertrauten Agenten und seine Freunde. Um zehn Uhr begann die Audienz der Gesandten und nach dieser empfing er andere Personen, las oder dictirte Depeschen. Um ein Uhr begab sich der Minister in die Kammer; aus dieser kam er meist gegen zwei Uhr zurück, worauf er noch bis zum Diner arbeitete, das er so schnell als möglich abthat, um dann sich ganz den Personen widmen zu können, die sich Abends in seinem Salon einfanden. Das ist im allgemeinen das Leben eines französischen Ministers.

(Der älteste Polizeidiener in London), der besonders zur Beaufsichtigung der großen Festlichkeiten gebraucht wurde und häufig um die Person des Königs war, war mit der Zeit der wüthendste Tory geworden. Gegen das Ende seiner Laufbahn beschäftigte er sich mit den Dieben nicht der Diebstähle wegen, sondern um zu erfahren, welche politische Meinung sie hegten. Er sprach fortwährend von „seinem lieben Freunde, dem Herzoge von York“, von „seinem lieben Clarence“, von dem „armen Georg“ (Georg IV.); dann kam der „liebe Herzog“ (Wellington). Den Whigs und Liberalen hatte er den tiefsten Haß und die äußerste Verachtung geschworen, — weil er von ihnen, wie er versicherte, nie etwas erhalten.

(Französische Journalisten = Kupferung.) Als vor einigen Jahren ein Mann wegen politischen Verbrechens in

Paris hingerichtet werden sollte, wurde streng verboten, Jemanden in den Kerker des Schuldigen oder in die Nähe des Schaffots zu lassen. Trotz dem las man den Tag nach der Hinrichtung in einem Blatte die ausführliche Schilderung aller Vorgänge bei diesem gräßlichen Schauspieler, was der Verbrecher zuletzt gegessen, was er gesprochen etc. Nur der Nachrichten konnte diese Angaben geliefert haben und derselbe wurde deshalb zu dem erzürnten Generalprocuratur beschieden. Der Mann läugnete durchaus, mit Jemanden über die Sache gesprochen zu haben, gestand aber endlich, kurz vor der Ceremonie sei ein Mann zu ihm gekommen, der ihn ein Glas Wein und seinen Dienst angeboten habe. Er habe Durst gehabt, einen zweiten Gehilfen nothwendig gebraucht, jenen vorurtheilslosen Mann also mit in den Wagen und auf das Schaffot genommen, wo ihm derselbe die wesentlichsten Dienste geleistet. Dieser vorurtheilsfreie Mann, der sich zu einem Freunde des Scharfrichters gemacht hatte, war kein anderer als der Berichterstatter einer Zeitung, der dies alles — ein seltener Journalistenmuth! — gethan hatte, um eine authentische Beschreibung für sein Journal zu bekommen.

Gleichen Heldemuth in anderer Art zeigte ein anderer Berichterstatter. Bei einer Emence wagte er sich an die gefährlichste Stelle, um seinen Bericht von den Ereignissen so genau als möglich liefern zu können. Als endlich das Militair energisch einschritt und mehrere Schüsse unter die Unruhstifter abschuerte, wurde auch der Journalist von einer Kugel getroffen. Ein Chirurg eilte sogleich herbei, um seine Wunde zu untersuchen und ihn zu verbinden. „Das Verbinden“, sagte aber der Journalist, „ist nicht die Hauptsache; ich kann nicht mehr schreiben; erst heilen Sie mir da; schreiben Sie: man zählte unter dem Volke drei Verwundete und einen Todten.“ — „Einen Todten? Ich sehe keinen“, entgegnete der Chirurg; „wo ist er?“ — „Ich bin es“, antwortete der Journalist, und er sank nieder und starb, starb wie Spaminondas auf dem Schlachtfelde, wie Moslière auf dem Schauplatze seiner Thaten.

(Werth der Schiffe.) In der Gegenwart, wo so viele Flotten auf dem Meere schimmen, gewährt die Beantwortung der Frage, wie viel ein Schiff koste, gewiß auch den friedlichen Damen einiges Interesse.

Baron Lupinier schätzt den Werth der französischen Linien-schiffe wie folgt:

Schiff 1ten Ranges (120 Kanonen)	2,562,000 Fr. oder 659,715 Thlr. sächsl.
Schiff 2ten Ranges (100 Kanonen)	2,297,000 Fr. oder 591,477½ Thlr. sächsl.
Schiff 3ten Ranges (90 Kanonen)	2,074,000 Fr. oder 534,055 Thlr. sächsl.
Schiff 4ten Ranges (80 Kanonen)	1,801,000 Fr. oder 463,757½ Thlr. sächsl.

Generalcorrespondenz.

Den Grund der ungeheuren Ueberschwemmung im südlichen Frankreich hat man in den ungewöhnlichen Regengüssen, die vom 27. Oct. bis zum 2. Nov. Statt gefunden haben, gesucht. Man hat berechnet, daß in diesen 7 Tagen soviel Regen gefallen ist, als sonst in sieben Monaten. —

Von dem großen Sturme, welcher am 13. Novbr. und den folgenden Tagen wüthete, wurde die königliche Flagge auf dem Schlosse zu Windsor auseinandergerissen und die Fäden davon weit durch die Luft geführt. Diese Flagge maß 14 Yards in der Länge und 8 Yards in der Breite und ist auf einem Masten befestigt, der 73 Fuß hoch ist. Die Kosten derselben beliefen sich auf beinahe 200 Pf. Sterl.

Den 9 Decbr. dieses Jahres wird in Nachern, einem Dorfe bei Leipzig, ein Kartoffel-Jubiläum gefeiert werden. Bei dem Festmahle soll die Kartoffel unter jeder Gestalt die Hauptrolle spielen. —

Schillers Statue, der man, wie ein Gerücht erzählte, bisher einen Ehrenplatz in dem neuerbauten Theater in Dresden verweigert haben sollte, wird dort allerdings aufgestellt werden. Sie soll bereits der Vollendung nahe sein. — Das Häuschen in Sohlis, einem Dorfe bei Leipzig, in dem Schiller gewohnt und das Lied „an die Freude“ gesungen hat, soll eine Erinnerungstafel erhalten. —

Prof. M'Gaughey in Dublin hat eine neue Erfindung gemacht, die die Gefahren beseitigen soll, welche für die Reisenden auf Eisenbahnen aus plötzlichen Dohnmachten, Krankheiten, aus Schlaf und Trunkenheit der Locomotivführer entstehen können. Die Erfindung bezweckt nämlich, das Anhalten der Wagenzüge auf der Bahn unabhängig von den Locomotivführern zu machen. Die Vorrichtung zur Erreichung dieses Zweckes soll trefflich berechnet und zugleich einfach sein, auch nicht theuer zu stehen kommen. —

Das Diario di Roma vom 2. Nov. berichtet über einen fürchterlichen Hagelschlag, der die Stadt Noto in Sicilien und ihre Umgebungen heimgesucht und fast alle Dächer der Stadt zertrümmert hat. Einzelne Hagelkörner sollen ein Gewicht von 17 Unzen gehabt haben. —

Zu dem „Rheinliebe von R. Becker“ sollen bereits 33 gedruckte und gegen 100 ungedruckte Compositionen existiren. Die Bahn allgemeiner Popularität scheint sich noch keine gebrochen zu haben, wiewohl die Schumann'sche, Kreuzer'sche und die Rain'sche und andere vorzugsweise gelobt werden. —

Von Scribe ist ein neues Lustspiel erschienen: „ein Glas Wasser oder Ursache und Wirkung,“ das mit ungeheuerem Beifall aufgenommen wurde und zu dem Besten gehören soll, was der fruchtbare Dichter je geschrieben hat. Es behandelt einen geschichtlichen Stoff aus Marlboroughs Leben. —

Am 1. November wurde der reiche russische Graf Demidow, Fürst von Santo Donato, mit der Prinzessin Mathilde von Montfort vermählt. Die Geschenke, welche die Braut von ihm nur in Juwelen erhielt, sollen einen Werth von mehr als zwei Millionen Francs haben. Dem griechischen Popen, der die Trauung nach dem Ritus der griech. Kirche verrichtete, gab er ein höchst prachtvolles Brevier und dem Erzbischofe das kostbarste Crucifix. —

Wie die Zeitungen erzählen, soll in Berlin ein National-Museum gegründet werden, ähnlich dem, welches Ludwig Philipp in Versailles angelegt hat. —

Ein Correspondent des „Morgenblattes“ entwirft von der so viel besprochenen prachtvollen Magdalenenkirche in Paris folgende Schilderung: der erste Blick verliert sich in der blendenden Pracht des Marmors, der Vergoldungen und Gemälde, welche mehr in Erstaunen setzt, als zur Andacht stimmt und das Gemüth mehr erheitert als erhebt. Drei große Kuppelgewölbe überspannen den ungeheuern Raum, welcher sein helles Licht von oben empfängt. Ein colossales Halbbrunn mit einer zierlichen Reihe ionischer Säulen bildet die Altarnische und den Chor. Bildhauerei und Malerei wetteifern, diese große Fläche auf das prächtvollste auszuschnücken. Der Fußboden ist mit den schönsten Marmorplatten belegt; die Thüren und Beichtstühle glänzen von vergoldeter Bronze, Mahagoni und Ahorn und der Glanz der Rosetten an der Decke blendet das Auge, welches von da ab auf die darunter befindlichen Wandgemälde hingeleitet. Die bis jetzt ausgeführten Bilder sind von großem Umfange, aber von keinem bedeutenden Kunstwerthe. Diese Bilder, unter denen sich die colossale Composition von Ziegler auszeichnet, sind nach der jetzt in Paris üblichen Methode unmittelbar auf den mit heißen Del getränkten, wohl grundbirten Stein gemalt. So gleicht das Innere der Kirche mehr einem modernen Ballsaale, als einem Tempel, paßt aber vortrefflich für die frivolten Pariser. Im Aeußern hat die Kirche die Gestalt eines antiken Tempels von der korinthischen Säulenordnung in der reichsten Form. Durch acht 60 Fuß hohe Säulen an der vorderen und hinteren Fronte, sowie achtzehn an jeder Seite und einen mit Senien und Fruchtgehängen gezierten Fries ist dieser Prachtbau höchst imposant. In dem 110 F. breiten und 22 F. hohen Siebelfelde hat der Bildhauer Lemaire Christus dargestellt, wie er das Urtheil über die Auserwählten gesprochen hat, von denen die Seligen zu seiner Rechten, die Verdammten zu seiner Linken stehen. Der ganze Bau ist von schönem gelblichem Sandsteine aufgeführt. Hier an der Magdalenenkirche liegen die merkwürdigsten Schlachtopfer der Revolution begraben, auch Ludwig XVI. und dessen schöne Königin, aber von dem ehemaligen Kirchhofe ist jede Spur verschwunden; an seiner Stelle befindet sich ein belebter, mit Erdharz bunt gepflasterter Blumenmarkt. —